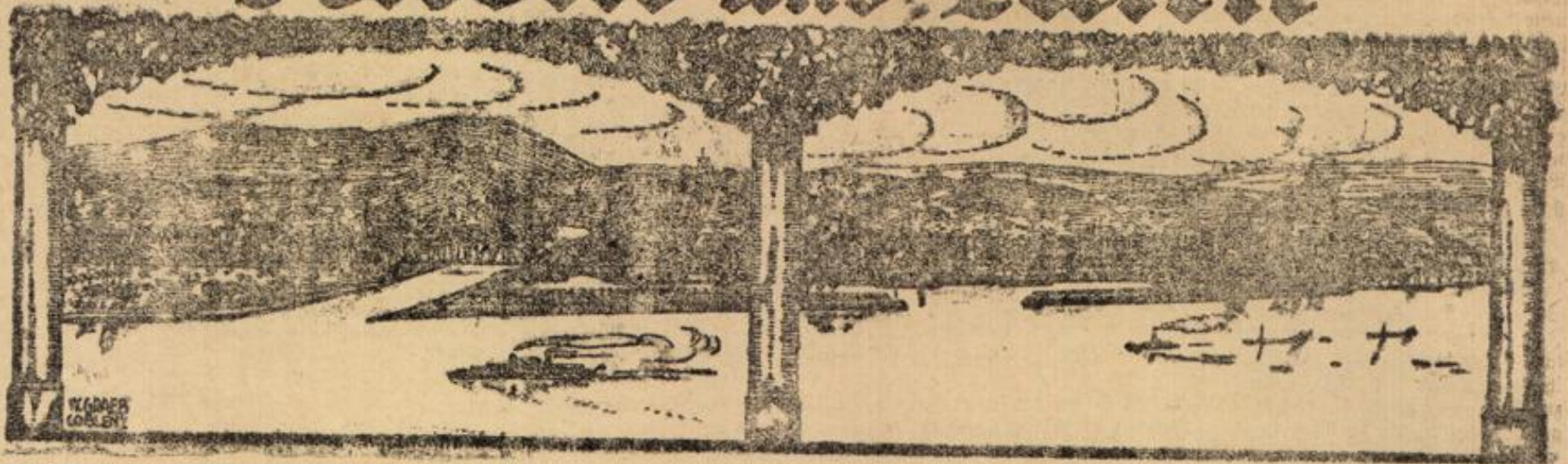


# Rhein und Lahn



Nummer 42

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Dito Richard Wanzinger

Sonntag, 26. Dezember 1920

Druck u. Verlag: Buchdruckerei Dr. Schidel  
Ind.: Fr. Kott; sämtlich in Oberlahnstein

2. Jahrgang

## Ich fuhr von St. Goar

Von Emanuel Geibel

Ich fuhr von St. Goar  
den grünen Rhein zu Berge;  
ein Greis im Silberhaar  
war meines Nachens Ferge.

Wir plauderten nicht viel;  
die Felsen sah ich gleiten  
dahin im Wellenspiel  
und dachte vor'ger Zeiten.

Und als wir an der Pfalz  
bei Caub vorüber waren,  
kam hellen Niederfalls  
ein Schiff zu Tal gefahren.

Ins weiße Segel schien  
der Abend, daß es glühte;  
Studenten sahen drin,  
mit Laub umkränzt die Hüte.

Da ging von Hand zu Hand  
der Kelch von grünem Glaste;  
das schönste Mägdelein stand  
in goldenem Haar am Raste.

Sie streute Rosen rot  
hinunter in die Wogen  
und grüßte, wie im Boot  
wir sacht vorüberzogen.

Und hoch, nun unterschied  
das Singen ich der andern:  
da war's mein e'gen Lied,  
ich sang es einst vom Wandern.

Ich sang's vor manchem Jahr,  
berauscht vom Maie'sche ne,  
da ich gleich jenen war  
Student zu Bonn am Rheine.

Wie seltsam trafs das Ohr  
mir jetzt aus fremdem Munde  
Ein Heimweh zukt empor  
in meines Herzens Grunde.

Ich lauschte, bis der Klang  
zerfloß in Windeswehen;  
doch sah ich drauf noch lang  
das Schiffelein glänzend schweben.

Es zog dahin, dahin —  
still sah ich, rückwärtslugend;  
mir war's, als führe drin  
von dannen meine Jugend.

## St. Theonest und die Rauber

Als die Bewohner von Mainz noch Heiden waren, predigte ihnen der Bischof Theonest den Christenglauben. Er tat den Mainzern auch sonst viel Gutes und pflanzte bei der Stadt die ersten Weinberge. Aber sie hatten für alle seine Wohltaten keinen Dank und ermordeten ihn. Als er tot da lag, zimmerten sie ein großes Faß zurecht und bohrten Löcher in dasselbe. Den Leichnam des Heiligen legten sie hinein, verschlossen das Faß und wälzten es in den Rhein, damit es untergehe.

Das Faß ging nicht unter, wie sie hofften. Es schwamm auf der Oberfläche des Wassers und war mit einem hellen Scheine umgeben. Ruhig glitt es den Rhein hinunter, als wenn eine unsichtbare Hand es leite. Voller Staunen liefen die Heiden am Ufer entlang, um zu sehen, was mit dem Faße geschehe. An den Hügeln des Rheingaus vorbei, durch das gefährliche Ringer Loch und weiter ging die Fahrt, zwischen den steilen Felsen dahin, wo die Wälder rauschten und die Nebel in den Tälern hingen. Das Faß stieß nirgends an und wurde nicht aufgehalten. Immer weiter schwamm es, und schließlich kam es nach Raub. Da machte es einen Bogen, trieb ans Land und blieb friedlich liegen.

Die Rauber kamen alle herbei zu dem sonderbaren Fahrzeuge das immer noch strahlte. Mit langen Stangen zogen sie es ans Ufer. Eben wollten sie es neugierig aufmachen, da öffnete es sich von selbst. Theonest war lebendig und stieg ans Land. Die Heiden waren erschrocken und liefen davon. Sie holten ihren Priester, und der fragte den Bischof, wer er sei und woher er komme. Theonest sagte ihnen, was sie wissen wollten und fing an, ihnen von Gott zu predigen. Da sie aber keine Lust hatten, Christen zu werden, sagten sie, er solle wieder einsteigen und sich nach einem anderen Orte umsehen. Theonest wollte wieder weg. Als er aber zu dem Fasse kam, war es mit dem herrlichsten Weine gefüllt. Er schöpfte und gab den Raubern zu trinken. Sie kosteten neugierig, er schmeckte ihnen, sie tranken immer noch eins und fragten Theonest, was für ein Feuertrank das sei. Da erzählte er ihnen von der Rebe und daß sie sich selber den Trank bereiten könnten. Nun luden sie ihn ein, immer dazubleiben und Theonest blieb. Er pflanzte zu Caub die ersten Reben und lehrte den Weinbau. Nach und nach wurden die Rauber auch Christen; nach Mainz ging Theonest aber nicht mehr, obwohl die Mainzer ihn wieder riefen.

(Aus dem trefflichen Werk: Der Rheingau in Sage und Geschichte von W. Jansen.)

## Goethe am Rhein

Wir werden um Aufnahme folgender Berichtigung gebeten: Herr Pfarrer Wohl aus Breitenau hat anlässlich der Zentrumsjubelfeier in Oberlahn-

stein die Mitteilung gemacht, Goethe sei im Sommer 1774 zusammen mit Kovalis und Basedom die Lahn abwärts von Ems nach Niederlahnstein und Coblenz gefahren. Diese Mitteilung beruht auf einem Irrtum. Ueber die Besuche Goethes an der Lahn und am Rhein berichtet die Geschichte folgendes: Am 11. September 1772 zog Goethe mit seinem Freunde Ward von Ems nach Ehrenbreitstein, wobei er davon spricht, daß ihn die schöne Lage Oberlahnsteins entzückt habe. Am 19. und 20. September fuhr Goethe mit seinem Freunde Ward den Rhein aufwärts nach Mainz. Endlich im Sommer 1774 entstand das bekannte „Diner zu Coblenz“, wo Goethe zwischen Lavater und Basedom saß und, während sich die beiden um die Bibel die Köpfe raustien, „behaglich unterdessen hält' einen Jähnen aufgefressen“. „Und wie nach Emaus, weiter ging's Mit Geist- und Feuerschritten, Propheze rechts, Propheze links, Das Weltkind in der Mitten“.

## Nachklänge zur Beethovenfeier

Aus dem Beethoven-Konzert  
Erlauscht von G. L.

Es war in einer Beethovenfeier. Der Dtrigent verneigte sich, vor dem raudaulustigen (lies: dankbaren) Publikum. Instrumente wurden schnell gestimmt. Im Saal drängten die Nachzügler zu ihren Sitzen. Neben mir saß ein Mann, oder ein Herr (was ihr wollt!). Er war froh, sein Gespräch mit dem Nachbarn fortsetzen zu können. Man geht ja doch schließlich nicht der Musik wegen ins Konzert.

„Nu sagen Sie, haben Sie gelesen von Sarotti?“

„Ob ich gelesen hab! Ich möcht schon an den 60 Prozent Dividende beteiligt sein!“

„Hätten Sie me n e n Rat damals geheert!“

Das Andante beginnt. Langsam verbreitet sich Stille im Saal. Neben mir der Herr und sein Nachbar lassen sich indessen nicht stören. Sie dämpfen nur ihre Stimmen ein wenig.

„Und das dumme Publikum wundert sich, daß die Schokolade immer teurer wird!“

„Dauptsache: 's lauft se witer!“

„Pst!“ — tönt es endlich von allen Seiten dazwischen. „Pst!“

„Was gibt's denn?“

„Beethoven!“

„Ne n Gott, das hab ich schon so oft gehert!“

## Ein Waldlauf im Schnee

Von D. F. Braubach

Es gibt viele wintersportliche Vergnügen, die von Groß und Klein mit wehrer Leidenschaft betrieben werden: das Rodeln, Eislaufen Schneeschuhlaufen und einige andere. Eine ganz besondere Art von Wintersport, nur von einem kleinen Kreise gekannt und betrieben, aber darum nicht minder reizvoll, ist der Waldlauf im Schnee.



Wenn mit Beginn des Herbstes die Leichtathletik dem Fußball weichen muß, versenkt sie sich keineswegs in einen Winter Schlaf, sondern bereitet sich auf neue Lorbeerernte für das nächste Frühjahr vor. Neben der Hallengymnastik ist es vor allem der abendliche Waldlauf, der Körper und Geist mit neuem Energievorrat versorgen soll. Bietet es solcher Lauf durch den mondbeschiedenen, schweigenden oder geheimnisvoll rauschenden Wald schon Reize manniglicher Art, so erhöhen sich diese noch um ein Besondere, wenn der Winter seine weiße Decke ausgebreitet hat . . .

Im Sportlokal haben sich 20 bis 30 Läufer zum Lauf fertig gemacht. Sie sind in ihren gewöhnlichen leichten Rennanzug gekleidet und haben zum Schutz gegen den Wind einen Sweatshirt übergezogen. Sie treten aus dem warmen Zimmer in die kalte Winterluft hinaus. Ein leichter Ostwind bläst ihnen entgegen und läßt sie erschauern. Es kostet sie die größte Anstrengung, um das Kältegefühl zu ertragen. Einige hundert Meter geht es in schönem Tempo über freies Gelände. Dann durchquert der dunkle Wald die inzwischen warmgewordene Läufertruppe auf. Gleichmäßig, weit ausholend, gleiten die trainierten Läuferbeine über den tiefen weichen Schnee. Mit Begehren saugt die Lunge die kalte harte Winterluft ein. Eine Zeitlang gehts gemütlich bergab. Nun ist ein lang am Montagender Weg zu nehmen. Heute wurde hier abgesehen. Die Glatte zwingt daher zu vorsichtigem Gehen. Der Atem geht etwas schwer, aber in ein paar Minuten ist die Höhe erstiegen. Oben stehen überregelte Köpfe, die verwundert die wie eine Bestienherde vor ihnen auftauchenden Läufer anstarrten. Einige Straßen werden überquert und ein Stück freies Feld, dann führt der Weg an einem Bergeshang vorbei, der zur Linken steil abfällt und rechts von einem Gestrüpp bekrönt ist. Rechts erhebt sich der schwarze, dunkle Wald. Scharf bläst hier oben der Ostwind. Aber er kann der kleinen Schwärze nichts anhaben. Taktmäßig, gleich Maschinen, heben und senken sich die Beine, weicht der Atem auf und ab. Der durchwärmte Körper fühlt sich in der kalten Luft wohl wie ein Fisch im Wasser. Nach einer scharfen Kurve, die in beschleunigtem Tempo genommen wird, gehts wieder in den dichten Wald. Hier kann der Wind nicht durchdringen, ruhig steht die Luft.

Bereits über 10 Minuten dauert der Lauf. Er ist etwas schneller geworden, aber von Ermüdung nichts zu spüren. In der Laufzeit weiß, daß ihn der Berg nicht stört, seinen Körper härter, seinen Geist frischer und selbstbewusster macht. Wie er so leicht und sicher dahingeliegt, mit tiefen Zügen die wunderbare Luft genießt, wie befreit von allen Fesseln, ganz auf sich selbst denkt er sich.

Weiter geht's bergauf, bergab. Einmal schimmern durch die Bäume die Lichter von Straßenlaternen hindurch, sie verschwinden gleich wieder vor neuen Baumgruppen. Einige Bergleute, die von der nahegelegenen Zeche kommen, lachen verwundert auf ob der für die Jahreszeit seltsamen Erscheinungen, die plötzlich vor ihnen auftauchen. Was sie wohl denken mögen?

Die feierliche Winterwaldesstille wird jäh unterbrochen. Eine Hüttenanlage ist erreicht und erinnert die Läufer daran, daß sie mitten im Herzen der Arbeit wohnen. Schnell gehen die Maschinen durch die Luft. Wagen rollen, Maschinen zischen. Dem unstillen Geklingel des Waldes ist eine außerordentliche Helle geworden. Wie ein Spul huscht auch die riesige Sägemühle Treiben wieder vorüber. Noch ein paar hundert Meter werden gelaufen, dann tauchen hinter den Bäumen die Lichter des Sportlokals wieder auf. Sie kommen immer näher und sind nach einem scharfen Endlauf erreicht.

Wie lange hat der Lauf gedauert? 20 Minuten sind verfloßen und man stellt überrascht fest, daß man noch viel länger hätte laufen können. Von Erschöpfung keine Spur, nur eine leichte Ermüdung zeigt sich. Aber es war ja auch kein Wettrennen. Und wenn man bald darauf wieder den Heimweg antritt, spürt man keine Kälte. Man hat das Gefühl, ein erfrischendes, stählendes Bad genommen zu haben und wartet mit Sehnsucht auf den nächsten Waldlauf.

## Der Kochlöffel

als Szepter der Hausfrau

Ja, der Kochlöffel ist ein Szepter — nämlich das, welches die Volksgesundheit regiert, und in der heutigen Zeit der Epidemien und der geunkelten Volkskraft sollte man doppelt über seine Bedeutung nachdenken. Wenn die Notzeit allmählich abebbt, werden wir als ihren traurigen Niederschlag, was Hygiene und Ernährung anlangt, einmal schlimme Hypochondrie und selbstsüchtigste Zimperlichkeit, andrerseits schrankenlose Lederhaftigkeit und Genußsucht ansehen. Beide sind schon in weitwuchernden Anfängen vorhanden.

Hygiene bedeutet nicht nur Reinlichkeit, Ordnung und Wasseranlagen, Gesundheit ist nicht nur Nicht-Krankwerden, sondern Gesundheit ist Naturnähe, Gesundheitspflege: Erfüllung der Naturerlebe, und tiefes Lebensgefühl, Lebensfreudigkeit sind nur der geistige Ausdruck dessen, was auf das Körperliche bezogen, Gesundheit heißt. Das Gute ist immer das Nützliche, — Ungesundheit ist die Rache der unterdrückten, geschändeten Natur. Und wenn die Ärzte die Kriegerin von der Gesundheit — nämlich die Bekämpfer der Krankheiten sind, so ist die eigentliche Hüterin und Verwalterin der Volksgesundheit eben wieder die Frau — die Frau, die für die Trockenheit, Wärme, Reinlichkeit der Wohnung, für die Sauberkeit der Kleidung und den Wechsel leichter und warmer Gewebe verantwortlich ist, die Frau, die den Kochlöffel führt. Die Rolle der Hausfrau in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutsamkeit hat die Biologin und Biologin gelehrt — auf der hygienisch-medizinischen Rolle hat eine recht achten wollen. Hausfrauen und praktische Wissenschaftler haben als die Anwälte der Volksgesundheit noch keine Bekanntheit miteinander geschlossen. Der Grund liegt wohl darin, daß die Medizin sich bisher fast ausschließlich mit dem Krankenförderer und seinen Gesetzen beschäftigt hat, daß sie aber für das Studium und die Gesetze des gesunden Körpers noch keine Mühe fand. Sogar mühten die zahllosen kuratistischen Klagen, die dauernd schlechten oder plombierten Zähne der Bevölkerung, die zahllosen Klagen zu beschönigen sein. Die Meinung der Menschheit ist nun einmal so „degeneriert“, ist zum mindesten eine Ausrede. Man braucht nur in einen anderen Landstrich zu gehen wo die Leute anderes Wasser trinken und anderes Brot essen, um raschvoll Zähne und dichtes Männerhaar zu sehen. Der menschliche Körper, der in zwei Jahrtausenden sich nicht verändert hat, wird nicht binnen kurzem ein so grundwichtiges Organ wie die Zähne „degenerieren“ lassen, und eben so bleibt es erstaunlich, daß nicht zuerst der Haarwuchs des Bartes und dann der des Kopfes verkümmern sollte. Die zu starke „christliche Arbeit“ des modernen Menschen dürfte auch kein Gesundheitsgrund für die Glatze sein, denn die Tasse des Dichters und des Gelehrten — die doch zweifellos mit dem Kopfe arbeiten — ist noch keineswegs ausgestorben!

Es bleibt dabei: die Pflege der Gesundheit und damit auch der körperlichen Schönheit und Unverwundbarkeit ist als kulturelle Aufgabe der Frau noch längst nicht erkannt worden. Zur Erkenntnis und Erfüllung dieser Aufgabe fehlt der Frau im wesentlichen die ärztliche das heißt wissenschaftliche Führerschaft. Es gibt eine Gruppe von Ärzten, die nicht bloße Krankheitsforscher, sondern Gesundheitslehrer sein wollen. Da aber diese „Ratgeberstunde“ nicht so vielfach von Quacksalbern mißbraucht wurde, sind das Wort und die Fortschritt seiner Bedeutung vertrieben und fast lächerlich gemacht von der Kunst, und nur wenigen wie Bahmann gelang es bisher, sich auf der ganzen Linie durchzusetzen.

Bei Ärzten, die Gesundheitsforscher sind, muß die Hausfrau in die Lehre gehen, wenn sie ihren Szepter entwirft, und z. B. des Morosens statt Bohnenaff mit ein wenig Milch ihren Anachronismen lieber Hafermilch oder eine andere nährnde Mehlspeise vorsetzt, wenn sie den Kindern, statt der Röhre stösenden weichen weichen Semmel das kräftige Vollkorn- und Schrotbrot gibt, dem die Landbevölkerung ihre prächtigen Zähne verdankt. Die ganze Art der Ernährung wird sich, sobald einmal wieder sämtliche Lebensmittel billig zu haben sind

ändern. Es fragt sich nur, ob man doppelt in alte Fehler verfallen wird, und nach der Entbehrung z. B. erst recht im Fleischgenusse schwelgen wird, vom täglichen Alkohol ganz zu schweigen, oder ob man, in Ehrfurcht von Gesichtspunkten seinen Tisch bestellt, vor allem mit der Milch in ihren unzähligen Gestalten von Käse und Schlagahne, Butter, Quark und Sauermilch usw., allen Getreidearten, Mehl und Mehlerzeugnissen, allen Gemüsearten und dem freundlichsten Kind der Erde, dem Obst, ob man mit den Eiern, Fischen, Nüssen und den unerhöplichen Zusammenstellungen aller dieser Lebensmittel stets wechselnden Speisen seine Angehörigen nährt, und dem Fleisch nur täglich einmal (und nicht, wie vor dem Kriege regelmäßig und täglich dreimal, beim zweiten Frühstück, der Mittags- und Abendmahlzeit) sein Recht gewährt und es an einem Wochentag zugunsten des Fisches überhaupt ausschließt. Je nach Klima, Beruf, Altersstufe sollte die Ernährungsweise des Einzelnen wie der Familie sich richten, — niemals aber sollte der Selbstwille auf dem Tische stehen, d. h. weder sollte die Armut sich in dürftiger, falsch zusammengesetzter, noch der Reichtum in zu schwerer, üppiger, gleichfalls falsch zusammengesetzter Nahrung sich verraten. Bisher haben große Volkstriebe zu schlecht und andere „zu gut“, die einen aber wie die andern falsch gelebt. Tuberkulose und Säuglingssterblichkeit einerseits, andererseits die zahllosen Krankheiten der Reichen, die in eleganten Bädern kuriert werden müssen, die Migräne, fast eine Art Ständestranke höherer Töchter, und die zahllosen, bei Arm und Reich vortretenden dauernden kleinen Gesundheitsstörungen, die man als „Leiden“ bezeichnet; sie alle sind zu bekämpfen und zu beseitigen durch eine bewusste „Neuorientierung“ auch im Regime des Kochlöffels! „Einfach zu essen“ und möglichst gesunde, körperlich untadelig Angehörige zu haben, soll ein Ehrgeiz und Ruhmestitel sein — aber das „Gut-Essen“, das heißt, gut, schwer, fett, luxuriös und unbekümmlich Essen galt ja bisher als Zeichen von „feinen Sorten“ und vom Reichtum. Die Ernährung gerade ist der Punkt, wo der fürchterlichste Materialismus seine Organe fängt, und die Zahl derer, deren Gott der Bauch ist, kommt denen, die um das goldene Kalb tanzen, mindestens gleich. Es scheint überhaupt, als ob die Reichgewordenen von gestern, die Emporkömmlinge, Kriegsgewinnler usw. vor allem durch täppische Nachahmung gerade aller materialistischen Sünden und Unsitten der „feinen Sorten“ vor dem Kriege, ihren neuen Rang zu befestigen suchen. Und weil „feine Leute“ rüher, wenn sie abends mit schöngeliebten Frauen ausgingen und fröhlich sein wollten, Sekt tranken, sieht man jetzt an nüchternem Vormittag im Speisewagen den einsamen Herrn Schieber oder ein paar gelangweilter, geschäftlich reisender Kollegen auch französischen Sekt trinken.

Wir wollen nicht, in einem falschen düsteren Puritanertum, das Essen als niederes Bedürfnis verächtlich nebenbei behandeln, aber wir wollen darin nicht den täglichen Gottsdienst des Materialismus erblicken müssen. — sondern es soll zu einer heiteren, freundlichen, geselligen Angelegenheit gemacht werden und der Ehrgeiz soll nicht bloß Futtertripp, sondern der Mittelpunkt sein, der täglich ein paar mal die Familie zu Unterhaltung, Plauderunde und Aussprache vereinigt. Es ist zu hoffen, daß der Achtstundentag und damit eine durchgehende allgemeine Regelung der Arbeitszeit aller Städte und Berufe, die gemeinsame Familienmahlzeit, sowie eine vernünftiger, hygienischer allgemeine Teaeinteilung überhaupt mit sich bringen, so daß Arbeits-, Erholungs-, Arbeits-, Geselligkeits- und Schlafensstunden besser, gleichmäßiger, allgemeiner sich verteilen. Dann wird nicht die Besuchszeit des einen gerade die Essens- oder Arbeitszeit des andern ein usw.

Die Hausfrau aber muß lernen, ihren Kochlöffel als Szepter über die Gesundheit, Lebensfreudigkeit und Schönheit ihrer Angehörigen und letzten Endes des ganzen Volkes zu empfinden und sie muß weiter lernen, dieses Szepter auch zu führen. Dr. I. B.



## Woher kommt die Mode?

Der berühmte Pariser Kleiderkünstler Worth, der „König der Damenschneider“, hat Papiere hinterlassen, unter denen sich auch eine Studie über die Herstellung von Damenkleidern befindet. Wohl mancher, den die ewig wechselnden weiblichen Roben Geld, viel Geld kosteten, mag sich schon schmerzvoll gefragt haben, woher e gentlich die Mode kommt, wer sie macht, wer all die neuen Fassons erfindet, nach denen un'ere Damenwelt selig wird. Worth antwortete darauf: „In Wahrheit macht niemand die Mode: man folgt ihr bloß. Ein unvorhergesehenes Zusammenwirken von Umständen schafft sie, und ist es da, so kann niemand sagen woher sie gekommen ist.“ Dennoch hat es einige Moden gegeben, deren Ursprung sich genau verfolgen läßt. Der genannte Sachkenner erzählt ein paar Beispiele. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts trugen die Damen kurze Roben. Da geschah es, daß Königin Viktoria von England bald nach ihrem Regierungsantritt beim Verlassen eines Baarens sich den Fuß verletzte. Nun sollte aber am Tage darauf feierlicher Empfang im St. James-Palast stattfinden. Was tat die Königin, die ihren Fuß in Bandagen trug? Sie ließ sich rasch eine lange Robe anfertigen, die ihr über den Fuß reichte. Sogleich wurden die Kleider der Hofdamen ebenfalls verlängert und diesem Beispiel folgte alsbald die Mode Europas. Ein anderer Fall: Die berühmte Tragödin Rachel hatte eines Tages einer armen Frau etliche Meter eines gelben Stoffes abgekauft, den sie gar nicht brauchte und wemals glauben zu können. Als sie aber einige Zeit darauf den Stoff zufällig wieder sah, ließ sie sich daraus ein Kleid machen, das sie dann in einer ihrer Rollen trug. Der Erfolg der Tragödin war ebensovoll wie der ihre Robe, und eine Zeit lang trug alle Welt in Paris selbe Stoffe. Ein dritter Fall aus jüngerer Zeit: Eine sehr bekannte Dame, die sich vorübergehend in Paris aufhielt, wollte durchaus einem der großen Rennen be wohnen, obwohl sie kein der Gelegenheit angemessenes Kleid in ihren Koffern hatte. Im letzten Augenblick ließ sie sich eine alte schwarze Robe, so gut es ging, zurechtmachen und nahm dazu einen roten Sonnenschirm, der, wie man ihr gesagt hatte, ihre einfache Toilette heben sollte. Und nun geschah das Merkwürdige: die Dame errang einen wahren Sensationserfolg mit ihrem brennendroten Schirm, und diese Farbe wurde von nun ab die Modefarbe der Sonnenschirme. So macht oft der Zufall, die Verlegenheit, eine Sonne, irgend eine von den Seltsamkeiten des weiblichen Geschmacks für eine ganze Saison oder noch länger die Mode, nach der alle Welt sich richtet.

## Der letzte Mensch

Von Otto Adoff Zeitenwiz  
(Schluß.)

Der Säugling jedoch wurde in aller Heimlichkeit nach Angabe vergifteter Bücher bei seinem Vater aufgezogen. Als er größer wurde, verfaumte man nichts, um seine Ausbildung zu fördern. Um ihn nicht ganz menschenfremd werden zu lassen, war es allmählich auch an der Zeit, ihn unter die Leute zu bringen. Mit einfachen Toilettenstücken verwechselte man den Säugling in einen älteren Herren, der sich unauffällig allemal zeigen konnte.

Ultimas, der erst zur Zeit des Weltfeiertags geboren worden war, befand sich gar wohl unter seinen vergnügten Mitbürgern und konnte sich nicht genau verwundern über den trostlosen Beschluß, der dazu führen mußte, das siebenwürdige und heitere Menschengeschlecht auszuwachen, und er war herzlich dankbar, wenigstens als noch abereiner unter den andern zu leben. „Denn der Mensch ist gut“, rief in ihm eine irrtümliche Stimme, während man noch vor einem halben Jahrtausend entrüstet verkündet hatte: „Der Mensch ist schlecht.“ Mit tiefem Kummer bemerkte er allmählich, daß er sich nur noch eine beschränkte Zeit der Gemeinshaft mit seinen Mitmenschen erfreuen durfte. Dem Ruf des Papstes folgte er nicht, da ihn das Hinsinken der Menschen zu sehr ergriff.

So blieb er, von seinen Gefährten verlassen, zurück und arbeitete über den Zweck seines Daseins nach. Wochenlang vergaß er sich in einen Berg von Büchern, um die Geschichte von Staat, Gesellschaft, Ethik und Religion zu verfolgen. Schließlich

nahm er sich vor, die Aufregungen des Welt zu beobachten. Auf einem Flugzeug, das er gebrauchsfertig in einem Schuppen vorfand, schlang er sich in die Höhe und lenkte seinen Flug gegen Süden. Ehrfürchtig betrachtete er die Pyramiden Ägyptens, die Zeugen uralter Kultur. Und er flog weiter nach Judica zur Wiege der Menschheit, wo die Tempel des Buddha ihn an verschollenes Leben erinnerten. Dann wendete er sich wieder nach Europa und bewunderte die Werke Michelangelos und Tizians. Weiter trieb es ihn nach Norden. Eines Abends sah er das Häusermeer Londons unter sich liegen. Er landete im Hyde Park und eilte durch die Oxford-Street. Jede Stille schlug an sein Ohr, wo vor hundert Jahren dröhnendes Leben geherrscht. Statt dessen wuchs üppiges Gras auf der Straße, und Bäume weideten dort. Die verlassensten Häuserreihen sahen ihn gespenstisch an, so daß er seine Schritte von neuem beflügelte und mit einem Seufzer der Enttächerung in das britische Museum einbog. Inmitten der Schätze, die hier vor ihm ausgebreitet lagen, kam er wieder zu sich. Langsam durchwanderte der letzte Mensch die Säle und musterte die Kostbarkeiten aller Weltteile. Die ganze Erde war ihm allein untertan und niemand machte ihm seine Herrschaft streitig. Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner. Noch mehr! Das ganze Firmament mit seinen unzähligen Feuerwelten mußte untergehen, wenn sein Auge erlosch. Doch sonderbar, diese Vorstellung bedrückte ihn. Er, dessen Reich größer war, als das Alexanders, Cäsars und Napoleons, fühlte sich mit einem Mal grenzenlos einsam. Der Herr dieser Erde weinte. Unendlich traurig verließ er die Sammlungen und schlug den Weg nach Richmond ein. Nach vielen Stunden machte er ermüdet Rast, und sann, auf einer Steinbank sitzend, vor sich hin.

Er hatte nicht gemerkt, daß sich dichtes Gewölle zusammengelassen hatte, und erst die schweren Tropfen, die niederfielen, hielten ihn nach einem Unterschlupf Umschau halten. Rechtzeitig entdeckte er ein kleines Häuschen, das zur Funkenstation gehörte. Dort suchte er Schutz vor den Unbilden des Wetters. Der Regen prasselte eintönig gegen das Fenster.

Da vernahm er plötzlich ein neues Geräusch. Es kloppte ganz deutlich mehrmals.

Ultimas sah sich um und sang an zu zittern, als er den Empfangsapparat der Station in Bewegung sah. Mit bebender Hand löste er den Papierstreifen und las: „St. Franzisko . . . . . Mary.“ Die meisten Worte waren verstümmelt.

Dieser Ruf eines zweiten menschlichen Wesens war wie durch ein Wunder in seinen Besitz gelangt. Verwirrt betrachtete Ultimas die Schriftzeichen, und stürzte dann ins Freie. In einem Motorwagen aus der Nachbarschaft erreichte er binnen kurzem London. Sogleich begab er sich nach den Doggs und wählte unter den zahlreichen Schiffen eine schlauke Weiße Yacht. Sie besaß eine selbsttätige Steuerung, sodas sie den Weg durch das Weltmeer fand, wenn ein Stütz auf der Seekarte die Route verfolgte. Nach geringen Vorbereitungen verließ Ultimas auf der „Geoffroy Rudel“ London. Es dauerte nicht lang, bis er die hohe See erreicht hatte. Als die Dunkelheit hereinbrach, stieg Ultimas in seine Kajüte hinab. An Schlaf war für ihn nicht zu denken, zu sehr hatte ihn der kurze Rausspruch um seine Ruhe gebracht. Dafür überließ er sich, den Kopf in die Hand gestützt, den schönsten Träumen.

Vor ihm stieg eine neue Menschheit auf, deren Ahnherren er werden sollte. Die Erde bot wieder Raum für neue Geschlechter, die friedlich nebeneinander leben konnten. Es galt die Wiedererschaffung einer Welt, aber einer Welt, die vom Wohlstand der vorhergehenden gelarnt hatte. Als noch seine Arche verließ, fand er nur ödes, von den Fluten noch schlammiges Land vor. Seine Nachkommen würden den Zusammenhang mit den elten Kulturen nicht verlieren. An den Anfang einer neuen, entwicklungsfähigen Epoche sah er das Wissen und Können von Jahrtausenden gestellt. Was mußten diese Menschen herrliches vollbringen.

Darauf dachte er an das Weib, das seiner wartete und beobachtete ungeduldig den einsigen Lauf der schnellen Maschine.

Woge und Nacht verstrichen, bis das unbesetzte Schiff, wie von magischer Hand geleitet, den Panamakanal passierte. Im Abendhimmel des übernächsten Tages näherte er sich St. Franzisko. Die Seeflöwen auf den Seal Rocks wandten misstrauisch den Kopf nach dem ungewohnten Störenfried, der jetzt in das Golden Gate einbog. Auf dem Sove Mountain glänzten die stolzen Monumente im Sonnenuntergang. Kurz darauf ging die „Geoffroy Rudel“ vor Anker.

Als Ultimas das Land betrat, klopfte ihm das Herz. Nun würde er bald eine Gefährtin sehen. Doch, wo war die Ersehnte, die ihn über den Ozean gerufen hatte?

Blötzlich fiel es ihm ein, daß er ratlos vor dieser Riesenstadt stand, ohne eine Wohnung zu haben, wo er sie finden konnte. Erkennen flüchte er der Market Street und durchsuchte wohllos einige Häuser. Vergebens!

Vielleicht hatte er bei Tageslicht mehr Erfolg. Am frühen Morgen machte er sich von neuem auf den Weg. Er durchstreifte die Straßen, schoß mit dem Riß bis in die obersten Stockwerke der Wolkenkratzer, öffnete Türen, durchleiste Gänge, rief, rief den einen teureren Namen, wurde vom Widerhall geäfft und setzte mutlos im nächsten Gebäude seine Anstrengungen fort.

Seine Ungeduld steigerte sich zu wahnwitziger Angst bei dem Gedanken, daß er kurz vor dem Ziel straucheln sollte.

Schon war eine Woche verstrichen, eben so würden die nächsten vergehen. Selbst bei Nacht durchzog er jetzt die Straßen und wiederholte mit rauher Stimme Marys Namen. Da funkelte ihn einstmals bei seiner nächtlichen Wanderung zwei grüne Augen glühend an. Ein unaussprechlicher Raubtiergeruch schlug ihm ins Gesicht und erinnerte ihn gerade noch rechtzeitig an seine Klucht. Er war einem der Lager begebenet, die früher hinter den breiten Gräben im zoologischen Garten gehalten wurden. Während er in einem nobel liegenden Hause noch Waffen suchte, überhorte er sich stockenden Schrens, in welcher Gefahr sich nun die ganze Zeit befunden hatte, und es stieg in ihm die schreckliche Vermutung auf, daß sie vielleicht das Opfer einer dieser Bestien geworden war. Bänglich niedergebunden zog sich Ultimas in ein kleines Gartenhaus am Blue Mountain zurück. Seine Kräfte erlahmten allmählich, und nur mit geringer Hoffnung unternahm er bisweilen kleine Streifzüge durch die Stadt.

Eines Morgens schlenderte er mit mürrischem Gesicht den Berg hinauf. Oben angekommen überfachte er Stadt und Hafen, die Schiffe wiegen sich leicht in den Wellen. Wo lag nur die „Geoffroy Rudel“? Er vernahm sie an der Stelle, an der er ansetzt hatte. Doch löste sich nicht eben seine stolze Nacht vom Kai? Nur Menschenhände konnten sie in Bewegung setzen. Ultimas gab schleunigst mit seinem Gewehre, das er zu seinem Schutze bei sich trug, einen Schuß ab. Die „Geoffroy Rudel“ bißte als Antwort eine Klage. Nun war kein Zweifel mehr. In wilder Hast rann Ultimas zum Hafen und winkte vom Ufer aus. Wenige Augenblicke später hatten sich die letzten Menschen, die Ahnherren neuer Geschlechter, gefunden.

Ihre Sprößlinge heißen die Ultimaten, sie waren die Stammväter mächtiger Völker. Nach 4000 Jahren war die Menschheit bewirrt so weit erstarkt, daß sie ihre Kraft in neuen Weltkriegen händigen mußte.

## Wiebergefunden

Weihnachtsnovelle von Paul Ditz

Es war einen Tag vor dem Weihnachtsheiligabend. Die Straßen waren gedrängt voll von Menschen, die eilig aneinander vorbeisiefen; alle waren bepackt mit kleinen und großen Paketen, und jeder war bestrebt, so schnell wie möglich sein Heim zu erreichen, denn es war bitterkalt und ein herber Wind wehte dicke, weiße Floden daher.

In einem großen Magazin stand Frau Steffi Lettinger und mochte noch ihre letzten Einkäufe.

Seit einem Jahre war sie Witwe, eine der geachtetsten Hofopernsängerinnen der Residenz, und da sie nicht nur außerordentlich liebenswürdig gegen jedermann, sondern auch von einer nimmer ermüdbenden Wohltätigkeit war, erwartete sie sich einer großen Beliebtheit und was im besten Sinne des



Wortes pappele geworden. Auch jetzt hatte sie wieder eine große Anzahl aller möglichen Gegenstände gekauft, die sie den Kindern armer Leute beschaffen wollte.

Ihr Begleiter, der Doktor Waldow, sah ihr lächelnd dabei zu, sprach auch ab und zu ein paar Worte dazwischen, wenn sie gar zu kostspielige Sachen erwerben wollte, und begnügte sich im übrigen damit, alle Augenblicke nach der Uhr zu sehen.

„Ich bewundere Sie wirklich, daß Sie sich so für die Kinder fromder Leute aufopfern.“

„Wenn ich nur nichts vergessen habe!“ klagte sie.

„Gnädige Frau, es tut mir leid, aber es ist wenn wir, bevor ich abfahre, noch zusammen essen wollen Zeit, daß wir jetzt aufbrechen.“

„Im Augenblick, mein lieber Freund,“ rief sie, „ich will nur noch die Adresse angeben.“

Er nickte, ging inzwischen an die Tür und winkte den Wagen heran. Als sie dann so weit waren, bestieg er mit ihr das Auto, das sie in fliegender Eile nach Hause brachte.

„Aber, mein Gott, das ist ja meine ganze Weihnachtstfreude! Ich selber verlange vom Leben nichts mehr und bin froh, wenn ich recht vielen eine Freude bereiten kann.“

„Und Sie wollen vom Leben nichts mehr verlangen?“

Mit ernster Miene antwortete sie: „Weil ich die Welt kenne und genau weiß, was ich zu erwarten habe.“

Er war über den ein wenig herben Ton ihrer Worte zuerst erstaunt und schwieg, nach einer Minute aber begann er wieder: „Haben Sie denn wirklich gar kein Vertrauen zu mir?“

„Lieber Freund,“ entgegnete sie ernst, „ich bitte fangen Sie nicht wieder davon an. Ich habe Ihnen frei und offen erklärt, daß ich nicht wieder heiraten will. Sie wissen, ich wäge den Wert meiner Worte genau. Also lassen wir dies Thema nun ein für allemal fallen. Und wenn Sie heute zu Ihrem Papachen kommen, dann erklären Sie, bitte, auch ihm, daß ich Witwe bleiben will, damit nicht auch er noch als Fürsprecher des Sohnes kommt.“

Er aber antwortete nichts, sah auch nicht hinaus, sondern zwirbelte nervös seine Bartenden auseinander.

Dann begann sie wieder: „Ich beneide Sie fast um diese schöne Winterreise aufs Land.“

„Ach, kommen Sie doch mit,“ hat er lebhaftest „meine Eltern würden sich wirklich freuen!“

Sie aber verneinte. „Seht nicht, lieber Freund, meine Kleinen dürfen nicht um ihre Bescherung kommen; Sie wissen ja, morgen habe ich an die fünfzig kleine Menschen bei mir, denen ich eine Weihnachtsfeier bereite. . . Herrgott, da fällt mir ein, daß ich ja auch einen Klavierspieler haben muß; denn ohne Musik geht es doch nicht. Da will ich nur gleich nachher zu dem Agenten schicken, daß er mir jemand empfiehlst. Bitte, erinnern Sie mich doch daran, ja?“

Er nickte nur verbindlich und schwieg.

Der Wagen hielt vor dem Hause der Künstlerin. Als sie eintraten, schickte sie sofort einen Boten zum Agenten, und dann setzten sie sich zum Essen nieder.

Sie plauderte nur von ihrem Kinderfest, von der herrlichen Edelstanne, die bereits ausgeschmückt, im Saal nebenan stand; er indessen antwortete einfüßig und zerstreut, weil er es noch immer nicht verwinden konnte, daß sie ihm einen Korb gegeben hatte.

Gleich nach Tisch empfahl er sich und ging.

Mit Bedauern sah sie ihm nach, — der liebe Mensch, dachte sie, er ist ein prächtiger Mann, treu und wahr —, aber ich kann nicht sein Weib werden.

Da überreichte ihr der Diener die Antwort vom Agenten. Er empfahl ihr einen Musiker, der erst gestern hier angekommen war und der gewiß gern annehmen würde. Auf einem Zettel stand die Adresse: Reinhold Wolfswam, Karlstraße 3, Hof 3 Treppen.

Sie las die Zeilen wieder und wieder; aber sie wußte nicht, was sie da las. Das Name des Musi-

kers hatte sie bereits erschreckt, daß sie fast ohnmächtig wurde. . . War es denn möglich, daß er, er es sein sollte?! Sie besann sich, wo und in welcher Stellung sie ihn zuletzt gesehen hatte. Sechs Jahre sind es her, da war er Kapellmeister in Bremen gewesen. Dann hatte sie seine Spur verloren.

Und nun? Nun war es rückwärts mit ihm gegangen. Denn sonst würde er doch nicht mitten in der Saison ohne Anstellung sein!

Und ihre Gedanken führten sie zurück in die Vergangenheit, in die Zeit, da sie beide Schüler desselben Konservatoriums waren, da sie beide jung und ineinander verliebt waren — seltsame Zeiten waren das gewesen! — Sie hatten sich lieb gehabt all die Jahre hindurch; dann aber kam die rauhe Wirklichkeit und trennte sie beide. Sie ging ins Engagement als Sängerin. Er wurde in ein Orchester gesteckt. Jahre vergingen, und sie sahen sich nicht; aber sie liebten sich dennoch. Da wurde sie eines Tages „entdeckt“, und von da an ging es rapid vorwärts mit ihr, sie wurde berühmt und gefeiert und war eine Künstlerin von Ruf. Und da suchte sie ihn; denn sie liebte ihn noch immer. Aber sie fand ihn nicht, soviel sie ihn auch suchte. Er war und blieb verschwunden. Und sie betrauerte ihn; denn noch immer liebte sie ihn. Ihre Kunst wurde ihr nun zur Trösterin. Nach einigen Jahren dann kam der gute Lettinger, dem sie vielen Dank schuldig war, und als er endlich um sie anhielt, sagte sie ja. Und wieder vergingen Jahre, da sah sie ihn, den Jugendgeliebten wieder; er hatte geheiratet und war Kapellmeister in Bremen. Aber als sie ihn aufsuchen wollte, entfloh er, so daß sie ihn nie zu sprechen bekam. Dann schrieb sie ihm, aber nie bekam sie Antwort. Und da sah sie ein, daß er die alten Beziehungen nicht wieder aufzufrischen wollte, und von da an kreuzte sie seinen Weg nicht mehr. . .

Und nun? Nun war er in Rot? Fünfzehn Minuten später stand sie in der Karlstraße und suchte seine Wohnung.

Er wohnte als Chambregarnist bei einer alten Frau, die sie erstaunt musterte. Und dann kam er, und bleich, starr, entsetzt stand er da und sah sie an. „Sie, Sie hier?“

Dem Weinen nahe, schaute sie auf sein schmales, bleiches Gesicht, das von all seinen ausgestandenen Weiden sprach, dann reichte sie ihm stumm die Hand.

Zitternd griff er nach ihrer Hand, preßte sie an den Mund und stammelte: „Woher wissen Sie denn?“

Da zeigte sie ihm den Brief des Agenten und da nickte er höhnlich: „Es ist weit gekommen mit mir, nicht wahr?“

„Aber wie ist das nur möglich gewesen?“ Er zuckte die Schulter: „Ich war krank, meine Frau war krank, und so ging es immer weiter rückwärts; jetzt ist mein Weib ein Jahr tot, und das einzige, was mich jetzt noch hält, dies elende Leben zu ertragen, ist mein Bub.“

„Und weshalb haben Sie nie an mich gedacht, Reinhold?“ Starr und finster sah er vor sich nieder und schwieg.

„Oder haben Sie ganz vergessen, was wir uns dereinst waren?“

„Nein,“ sagte er trozig, „ich habe nichts vergessen aber ich konnte nicht zu Ihnen, denn ich — haßte Sie.“

„Sie haßten mich?“ fragte sie entsetzt. Er nickte und schwieg trozig.

Dann sprach sie leise: „Weshalb haßten Sie mich denn, Reinhold?“

Und nun brach es los, was ihn schon sekundenlang durchbeißte, und mit Schluchzen schrie er auf: „Es ist ja elend und gemein von mir, aber ich kann nichts dafür! Ich haßte Sie, weil Sie die große, geniale Künstlerin geworden waren, während ich der unfähige Stümper geblieben bin! Das ist es gewesen, was mich von Ihnen getrieben hat! Ich wußte, daß Sie mich suchten, aber ich war zu stolz; denn ich wollte nicht das Gnaden Geschenk Ihrer Liebe, und deshalb ließ ich mich nicht finden.“

Langsam trat sie zu ihm heran, legte ihre Hand auf sein Haupt und sagte: „Aber nun werden Sie mich doch nicht mehr haßen, nicht wahr?“

„Ach, ich komme mir ja so klein und erbärmlich vor“, stöhnte er nun.

Auch mit stiller, tiefer Stimme sagte sie: „Nun müssen Sie das alles vergessen, Reinhold, nun müssen wir wieder gute Freunde werden. Vor allen Dingen kommen Sie morgen abend zu mir und bringen Sie natürlich auch Ihren Jungen mit! Aber warum zeigen Sie ihn mir denn nicht?“

„Oh, entschuldigen Sie —“ er wurde verlegen, lief weg und kam dann mit einem rosigen Buben von vier Jahren an —, „da, gib der Dame die Hand, Fritz!“

Schüchtern reichte der kleine Karl das Händchen hin und betrachtete die Fremde mit großen Augen. Sie aber hob das Büschchen auf, herzte und küßte es und gab ihm viel liebe Rose- und Schmeichelnamen.

Als sie dann ging, versprach er zu kommen, und als sie fort war, erhellte ein Sonnenstrahl der Hoffnung das ärmliche Gemach.

Am anderen Tage um fünf Uhr herrschte in dem großen Saal eine feierliche Freude.

Die herrliche Edelstanne ist nun angezündet. Die vielen bunten Kerzen spenden eine blendende Helle.

Die Kinder stehen an dem Gabentisch und starren mit großen Augen all die bunten Herrschaften an, und die Hausfrau huscht mit strahlendem Lächeln von einem zum anderen und hat für jeden der Kleinen ein liebes Wort und eine Zärtlichkeit. Und dann kommt auch er, der Wiedergesundene. Schüchtern und zagend, seinen Buben an der Hand, so tritt er näher.

Die glückliche Hausfrau aber eilt ihm entgegen, reicht ihm beide Hände zum Willkommen hin und zieht ihn an den Gabentisch.

Dann nimmt sie den kleinen Fritz, herzt und küßt ihn und führt ihn an seinen Platz, wo viel Herrlichkeiten für ihn aufgebaut liegen. Und dann setzt sich der Musiker an den Flügel und spielt das Weihnachtslied, und all die kleinen Gäste stimmen Gesang an, frohen, feierlichen Gesang, der aus reinen Kinderherzen kommt und so feiern sie das herrlichste aller Feste.

Als dann später die Kleinen, beim lustigen Spiel vereint, durch den Saal jubelten und tobten, stand Frau Steffi mit Reinhold unter dem duffenden Tannenbaum. Sie hatten sich gar viel von der Vergangenheit zu erzählen. Aber so trüb auch alle seine Blicke klangen, in seinen Augen schimmerte etwas von Hoffnungsfreude zu der Zukunft.

„Eins müssen Sie mir aber nun versprechen,“ rief sie, „Ihr Bub bleibt von jetzt an bei mir, ich will ihm die Mutter zu ersetzen suchen!“

„Aber ich bin an den Kleinen so sehr gewöhnt, daß er mir fehlen würde,“ wandte er ein.

„So werden Sie also stets einen Vorwand haben, mich zu besuchen,“ rief sie heiter, „das ist bei so guten Bekannten, wie wir es sind, doch eigentlich ganz selbstverständlich!“

Er fand keinen Grund mehr, ihr den Wunsch abzuschlagen, und so blieb es dabei — sie nahm den Kleinen zu sich.

„Das ist mir die liebste Weihnachtsfreude!“ rief sie jubelnd und reichte ihm die Hand.

Und er sah ihr ins Gesicht und sprach leise ergrittend: „Ich habe Ihnen ja so viel Häßliches abzubitten!“ Sie sind ja so gut und edel, daß ich ganz beschämt dastehe!“

„Alles vergessen lieber Freund, das alles liegt nun hinter uns! Jetzt müssen wir den Blick nach vorwärts richten! In der Zukunft liegt Ihr Glück, danach müssen Sie nun ringen!“

„Ja, das will ich tun,“ rief er mutig. „Sie haben mir den Glauben an das Leben, den Glauben an mich selbst wiedergegeben! Und hier unter dem Christbaum lege ich das Gelübde ab, nicht zu rasten bis ich mein Ziel erreicht habe!“

Und ich, als treue Freundin, will Ihnen dabei redlich mithelfen!“

Sie legten ihre Hände ineinander und sahen sich lange in stummer Glückseligkeit an; dann beugte er sich nieder und preßte einen langen, innigen Kuß auf ihre Hand. . .

Und draußen ertönten jetzt Glockenklänge, feierlich verhallend durch den stillen Winterabend, und vom Turm bliesen Musikanten einen Choral, und wie ein Flüstern rannte es durch die Luft und zog sich weiter, über die ganze Welt hinaus, die Botschaft des Himmels: Friede, Friede auf Erden!